

Leser gefunden als die unconficierten. Mathema... an, mindestens um sechs und zwanzig mehr. Wie ich auf diese Zahl komme? Sehr einfach! Als die Confiscation erfolgte, fand der Polizeibeamte in unserem Expeditionlocal lauter ungesalzte, ungebundene, ungeheftete Exemplare unseres Blattes. Er bat nun unsere Beamten, sie möchten ihm 26 Exemplare folgen, in Umschlag einbinden und heften lassen, da er beauftragt sei, mindestens 26 „schöne“ Exemplare zur Polizei zu bringen. Unsere Beamten willfährten der Bitte, und so haben die conficierten Politischen Notizen in den Kreisen des niederösterreichischen Aemstaltens mindestens 26 Leser mehr gefunden als sonst. Das ist eine Art Polizeidebit der conficierten Zeitungen.

Nebrigens kann ich die blinde Wuth des Freiherrn v. Chlumecy gegen die Politischen Notizen sehr wohl begreifen. In anderen Ländern gibt es wichtige Kammerpräsidenten, die eine schwierige Situation durch ein ironisches Wort lösen. Der geistvolle Ernst, mit dem die Freiherr v. Chlumecy, Ritter v. Abrahamowicz u. s. w. präsidieren, schließt jeden Wit und folgerichtig auch jedes Verständnis dafür aus. Für den Freiherrn v. Chlumecy wäre es überhaupt am besten, wenn die Sitzungen des Abgeordnetenhauses alle geheim wären. Für mich nicht.

Ministerpräsident Fürst Windischgrätz hat die Erhöhung des Dispositionsfonds der officiösen Presse mit denselben hohen Staats-Argumenten begründet, mit denen man sonst die Dispositionsfonds für die Spionagedienste in fremden Ländern oder für die Vaccinierung annectirter Gebiete rechtfertigt. Sollte er vielleicht bei Abfassung der Rede sich in der Auswahl des Schimmels vergreifen und den bösnischen von anno dazumal benützt haben?

Der Ministerpräsident sagt, der Dispositionsfonds diene zur Stärkung des Staatsgedankens. Jetzt bedarf der Dispositionsfonds einer ausgiebigen Verpflegung. Daraus wäre nur zu schließen, daß der Staatsgedanke unter der Coalition eine außerordentliche Abschwächung erlitten habe.

Aber so arg steht die Sache gar nicht. Fürst Windischgrätz hat sich nur im Coalition-Deutsch ausgebrüllt, in dem die Windischgrätz'sche Regierung, die Coalition und der Staat, Synonyme sind. Nicht dem Staat, sondern der Regierung dient der Dispositionsfonds, und daß die Coalition-Regierung einen doppelt so großen Dispositionsfonds braucht als alle vorhergegangenen Regierungen, erklärt sich aus ihrer doppelten und dreifachen Schwäche zur Genüge. Wenn ein Stück auf dem Theater nicht zieht, dann verfährt man die besagte Clique. Und wenn Fürst Windischgrätz regiert, verdoppelt man den Dispositionsfonds.

**Volkswirtschaftliches.**

Es ist doch merkwürdig, daß, wenn eine Sache recht verfahren ist, ihr so häufig durch unbedachte Unterstützung auf die Beine geholfen wird. So ist es jetzt den Deutschen Bimetallisten ergangen. In schlechterer Lage waren sie nie, eines ihrer Argumente nach dem anderen erwies sich als falsch und mußte von ihnen selbst aufgegeben werden, zuletzt noch das alte und immer wieder imponierende Schlagwort von der „kurzen Goldbede“. Die Goldproduktion hat ganz ungeahnte Dimensionen angenommen, in allen Bankcassen häuft sich das Gold an und man fängt bereits an zu fürchten, daß ein Goldüberfluß eintreten könne. Und diesen ungünstigsten Moment erwählen die Agrarier im Deutschen Reich, um mit den ältesten, längst widerlegten Argumenten einen Antrag auf Einberufung einer Internationalen Silberconferenz im Reichstag einzubringen. Und statt, wie es so leicht gewesen wäre, mit wenigen Worten die Bimetallisten mittelst ihrer eigenen Argumente zu widerlegen, findet der Antrag die Unterstützung der Regierung, weil Deutschland leider im Augenblick einen Kanzler hat, der nicht nein und nicht ja sagt, sondern sehr lernbegierig ist und sich immer informieren will. Das Unglück ist nicht groß, der lernbegierige Kanzler wird sich bald informiert haben, daß die deutsche Goldwährung zu fest stehe und Deutschland zu glücklich sei, sie zu haben, als daß man fürchten müsse, sie umgestürzt zu sehen und eine internationale Münzconferenz, wenn eine solche überhaupt zusammentritt, wird ebensowenig Erfolg haben als irgend eine vorhergegangene. Aber es wäre Gelegenheit gewesen, sich die Hallucinationen der Silbermänner auf lange Zeit vom Leibe zu schaffen, und ihnen alle Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche zu nehmen; statt dessen werden sie jetzt umso vorbringlicher werden, und dadurch, daß sie viel von sich reden machen werden, wird das große Publikum den Glauben bekommen, daß an ihren Ideen doch etwas daran sei. Und das ist schade!

Die ungünstigen Verhältnisse der Zuckerindustrie in diesem Jahre waren bekannt, man konnte daher auch erwarten, daß die unglückliche Conjunction ihre Opfer fordern werde; die Schwierigkeiten der Chropiner Zuckerfabrik aber sind nur zum kleinen Theil durch die Zuckerkrise hervorgerufen worden; größtentheils bestanden sie schon seit langem und waren durch einen Grundfehler verursacht worden, der bei vielen industriellen Unternehmungen vorhanden ist: durch zu große Anlage. Der Leiter und gleichzeitig einer der Directionäre des Unternehmens, Herr Carl Stephen, ist in Zuckerkreisen sehr bekannt, er ist Erfinder und Patentinhaber, und hat ein neues System erfunden, durch welches der Rübenzucker direct in Raffinade verwandelt wird. Dieses System ist im In- und Ausland vielfach zur Anwendung gelangt und die Ansichten über dasselbe sind sehr getheilt. Ein großer Theil der Fachleute befreit der Erfindung jeden Wert und führt eine ganze Reihe von in- und ausländischen Fabriken an, welche dasselbe aufgeben mußten oder daran zugrunde giengen. Andere halten das Verfahren für brauchbar und hauptsächlich werden noch immer neue Fabriken errichtet, welche nach diesem System arbeiten. Aber darüber sind alle Fachkreise einig, daß Herr Stephen zum Feind eines Unternehmens sich sehr schlecht eigne. Er gehört dem zu jener

Classe von Unternehmern, für welche das Wort „Unternehmung gleichbedeutend mit Speculation ist. So konnte er schon vielfach „des hauts et des bas“. Immer arbeitete er in zu großem Styl unter Inanspruchnahme großer Credit. Zurückerlegung von Profitten kam bei der Chropiner Fabrik nicht vor, sondern die Gewinnte wurden stets zu Reinvestitionen verwandt, und die Fabrik, obwohl sie erst vor etlichen Jahren in Zahlungshockung getreten war, doch immer neu vergrößert. Fortwährend fehlte es an Bargeld und es dürfte wirklich einzig in der Zuckerindustrie dastehen, daß eine große Actiengesellschaft den Bauern das Geld für die Rüben schuldig bleibt; die Chropiner schuldet aus diesem Titel 300.000 fl. an 2500 Bauern! Die Börse nahm die Nachricht von der Zahlungshockung der Chropiner Zuckerfabrik ziemlich ungünstig auf, obwohl sofort bekannt wurde, daß die Credit-Anzahl für ihre Forderung von ca. 2 1/2 Millionen so sehr überdeckt sei, daß ein Verlust beinahe ausgeschlossen erscheint. Der Fall rief aber unangenehme Erinnerungen an Weinrich und andere ins Gedächtnis zurück. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß andere Zuckerfabriken dem Beispiel der Chropiner Fabrik folgen werden, doch dürften dies wohl nur kleinere und wenig bedeutende sein; die großen haben in den letzten Jahren so viel verdient, daß sie während der jetzt eingetretenen mageren Jahre ruhig zusehen können, um im Augenblicke der tiefsten Depression die Kleinen zu schlucken.

**Kunst und Leben.**

Die Premidren der Woche. Paris. Théâtre français „Petites marques“ von M. Boniface. Opéra Comique, „Nanon de Leuclos“ von André Lénéka und Arthur Bernède, Musik von Edmond Milla. Ambigu-Comique, „Pour le drapeau“, Mimodram von Henri Amic, Musik von Raoul Bugno; „les Gaietés de l'Escadron“ von Courteline und Nordes. Palais-Royal, Reprise von „Réveillon“ von Weilhac und Galévy. Matland. Scala, „Kaccliff“ von Mascagni. Brüssel. Théâtre Molière, „Fiancée“ von Daniel Lesueur. Berlin. Berliner Theater, „Der Fenzestel“ von Georg Engel. Schillertheater, „Der Schwabenreich“. Friedrich Wilhelmstädter-Theater, „Ein armes Mädel“ von E. Lindau und E. Krenn. Dresden. Hoftheater, „Frauenlob“ von Rudolf Lothar. Graz. Stadttheater, „A Basso porto“ von Cognetti, deutsch von Emil Dürer.

Die letzte Novität des Deutschen Volkstheaters, das „Schöcklind“, von einem Herrn Bruno Köhler, der im Berliner Theater Coslume malt und Episoden spielt, ist ein sittlich und künstlerisch rohes, Geschmack und Anstand empörendes Stück von lieblicher Bestimmung und banaler Nahe, albern, wo es ernst, gemein, wo es wahr, frech, wo es heiter sein will. Nur die süße und innige Anmuth des Fräulein Ketty, der tapfere Verstand des Herrn Hil und die zierlich geschmeidige Berwe des Fräulein Bauer konnten einige Scenen retten. Im letzten Act war links eine Thüre fenkrecht auf das Fenster daneben. Sie konnte, da die Scene angedrückt nicht parterre spielt, offenbar nur an die Luft führen und, wer sie öffnete, hätte in den Hof fallen müssen. Sonst ist vorderhand von der gepriesenen Regie des Herrn Ketty nichts zu melden. Herr Kadelburg mag ruhig sein.

Wenn Herr Victor Léon, dieses blonde, schmale und stets ungeheuer eilige Männchen, auf der Gasse geht oder in ein Café tritt, neigt er sich gern ein wenig, gibt leicht die Schultern etwas vor und hat unwillkürlich immer das mechanisch innige Lächeln nach allen Seiten, die bescheidene und verschämte Seligkeit, alle Gesten, Mienen und Verbeugungen eines Autors, der gerufen wird und danken kommt. Er ist das eben schon so sehr gewohnt, daß er gar nicht mehr anders kann. Er wird jetzt unaufhörlich gerufen, bald als Regisseur in der Josefstadt, bald als Wiener Hans-Blumenthal des Deutschen Volkstheaters, bald als Librettist auf der Wieben. Aus einem Kleinliteratortreibenden, wie Julius Bauer sagen würde, ist er schnell ein Großindustrieller der Bühne geworden, der nun mit seinem Compagnon, dem aufgeregten und lieblich zappelnden Baron Waldberg, glänzende Geschäfte macht. Er hat halt Glück, sagen die Leute. Aber was mehr und selten ist, man darf es ihm gönnen: denn es steht auf einem guten, redlichen Grunde. Was er treibt, sind ja keine großen Dinge; aber er treibt sie mit Verstand, Geschmack und Würde und wenn er auch nur dem leichtsten Vergnügen der Gemeinen dient, so thut er es doch nie auf Kosten des Edlen. Wenn ich wählen soll zwischen einem Künstler, der heimlich doch blinzeln den Beifall der Menge sucht, und diesem guten Gesellschaftler, der unmerklich, wenn es geht, seine Plaisanterien gern in die Nähe der Kunst rückt, wird es mir nicht schwer. Wir könnten mehr von seiner Art brauchen, den bürgerlichen Zerstreungen leicht einen leisen Geruch von Geist und Schönheit zu geben. In der neuen Operette des Wiebener Theaters, der „Chansonette“, thut er das besonders hübsch. Sie bewegt sich im Alten, nimmt alle Mittel an, die nun einmal zu dieser Gattung gehören, und bringt dem Publicum die üblichen Späße, die es nun einmal verlangt. Aber ganz fein und wie auf den Zehen weiß er sie aus der Schablone allmählich doch in die reinere Luft der Romédie zu schieben, was seit der „Flebermann“ nur noch dem „Jonathan“ an einigen Stellen gelang. Ein paar Striche, hier Milderungen, Bekräftigungen dert, und der Text hätte ein graziöses und allerliebtes Lustspiel geben können. Er hat im zweiten Acte einen Monolog, der schon gar nicht mehr Operette ist, sondern an ernstliche Psychologie streift. Die Cirarbi ihn spielt, wie er bringt, was auf